

Anne B. Ragde · Das Lügenhaus



Anne B. Ragde

Das Lügenhaus

Roman

*Aus dem Norwegischen
von Gabriele Haefs*

btb

Die norwegische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Berlinerpoplene« bei Forlaget Oktober, Oslo.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2005 by Forlaget Oktober as, Oslo

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75193-8

www.btb-verlag.de

Komm«, flüsterte sie. »Kannst du denn nicht bald kommen...«

Sie stand vor der Tür des Bootshauses und rang die Hände, unten in der Schürzentasche, was, wenn er nicht allein wäre, es wäre nicht das erste Mal. Denn wer könnte ahnen, dass ein Ausflug hinunter zum Strand etwas anderes war als ein Ausflug an den Strand, sie könnten doch auf die Idee kommen, dass er Gesellschaft haben wollte. Aber wenn er nicht allein kam und sie sie hier fanden, würde sie das einfach damit erklären, dass sie kaltes Fjordwasser holen wollte, um die frisch gefangenen Heringe damit zu übergießen. Sie hatte einen Eimer mitgenommen, eben, um eine solche Entschuldigung zu haben.

Im Bootsschuppen stand die Hitze, Sonnenstreifen sickerten durch die Wandbretter, und dort, wo die Sonnenstreifen auf den Boden trafen, wuchsen kurze grüne Grasbüschel zwischen den Steinen hervor. Am liebsten hätte sie sich jetzt ausgezogen, um in den noch winterkalten Fjord hinauszuwaten, den Muschelsand unter ihren Fußsohlen zu spüren, die Tanglappen an Waden und Schenkeln vorbeigleiten zu lassen, ihn für kurze Zeit zu vergessen, ihn zu vergessen und sich desto mehr zu freuen, wenn er ihr wieder einfiel.

»Komm doch endlich, bitte...«

Sie hatte die Tür angelehnt und konnte hinausschauen. Draußen lag das Boot an Land, leicht schräg auf der Seite. Der Bug bohrte sich ins Wasser, kleine Wellen leckten schmatzend an den geteerten Brettern. Austernfischer jagten einander über die Wasseroberfläche, schwarzweiße Wuschel mit knallroten Streifen, benommen und ausgelassen von der Sonne und der plötzlichen Hitze. Alle sprachen über die Hitze, darüber, dass die warmen Sommer mit dem Frieden gekommen seien. Zwei Jahre Frieden im Land, und plötzlich war es wieder warm. Die Felder strotzten vor Korn und Saatkartoffeln, Beerensträucher und Bäume waren übersät von neuen Knospen, sogar die deutschen Bäume wuchsen wie besessen. In dem Frühling, in dem die Deutschen gekommen waren und mit dem Land gemacht hatten, was sie wollten, war es so kalt gewesen, dass bis weit in den Mai hinein in den Fjordarmen Eis gelegen hatte.

Noch immer freute sie sich über den Frieden und fragte sich, wie viel Zeit vergehen müsste, bis sie ihn so selbstverständlich nehmen würde, wie man das doch eigentlich sollte. Aber vielleicht kam die Freude auch noch von woandersher, von ihm. Sie hatte ihn im Friedenssommer kennengelernt. Wenngleich, kennengelernt... Sie hatte doch immer gewusst, wer er war, bei mehreren Gelegenheiten hatte sie sogar ganz normal mit ihm gesprochen, er kam ja auf alle Höfe, wie die meisten Menschen aus der Nachbarschaft. Aber plötzlich, an diesem Sommerabend auf Snarli, als sie draußen auf der Hofwiese saßen, nachdem sie den ganzen Tag mit Torfstechen beschäftigt gewesen waren, als sie schweißnass und benommen von Hitze und Anstrengung dasaßen, kam er von Neshov aus über die Felder geschlendert, und sie sah sofort, dass er zu ihr wollte. Ihr Körper verstand, jede Faser ihres Leibes wurde von ihm gesehen, ihr Hals, die schweißnassen Locken, die an ihrer Stirn klebten, die Hände, die sie hinter sich ins Gras

stützte, die Waden, von denen sie wusste, dass sie braun und blank aus ihren Schuhen ragten, ihm entgegen. Irgendwer holte einen Becher Bier, das Bier brachte sie zum Lachen, auch er lachte, versuchte, vor allem die anderen anzulachen, aber sein Blick landete doch immer wieder bei ihr und machte sie schön, und als sie spürte, wie ihr Rocksäum ein wenig über ihre Knie glitt, dahin, wo die Oberschenkel sich nach innen wölbten, ließ sie ihn ein wenig weiter gleiten, und noch ein wenig weiter, und spreizte leicht die Knie, und sie lachte noch mehr und spürte den Schmerz, der ihr das Kreuz hochwanderte, so dass sie fast aufgejammert hätte.

Sie ging heimwärts, und er stand im Laubwald und wartete, sie durfte ihre Handflächen auf seine Haut legen und seinem Blick begegnen, und sie wusste, dass von jetzt an alles neu sein würde. Nicht nur der Frieden und dass sie im Laufe der Kriegsjahre erwachsen geworden war, sondern die ganze Welt, hier standen sie und erschufen die Welt, sie beide zusammen, Bäume und Boden wurden neu, der Fjord dort unten, der Sommerhimmel mit den jagenden Schwalben, als er den Kopf senkte und fest damit rechnete, dass sie seinen Lippen begegnen würde.

An das Ungeheuerliche daran verschwendete sie nicht einen einzigen Gedanken.

Da kam er! Allein, Gott im Himmel sei Dank.

Sie schluchzte auf und spürte, wie das Zittern einsetzte, ihre Beine überzogen sich in der stehenden Hitze mit Gänsehaut, ihr Mund trocknete aus. Er schwenkte die Arme, seine Stirn leuchtete blank und braun, während er seine Holzschuhe anstarrte und seine Schritte auf dem steinigen, unebenen Weg plante. Unter der groben Arbeitskleidung gehörte er ihr, hinter den Gerüchen harter Arbeit lagen ihre Gerüche, sie wollte seine Augen lecken, bis nur noch für sie Platz dort wäre, obwohl sie doch wusste, dass es ohnehin schon so war. Sie gehörte jetzt nach Neshov, würde dort sein, er hatte dafür ge-

sorgt, dass sie immer dort sein konnte. Und ab und zu würden sie sich davonschleichen, hierher oder in die Scheune oder in den Wald, weg von den dünnen Schlafzimmerwänden, die nur aus Ohren zu bestehen schienen.

Seine Holzschuhe knirschten auf dem sonnengetrockneten Tang. Vor dem Bootshaus blieb er stehen.

»Anna?«, fragte er leise in den dunklen Türspalt.

»Hier bin ich«, flüsterte sie und versetzte der Tür einen kleinen Stoß.

Erster Teil



Als an einem Sonntagabend um halb elf das Telefon schellte, wusste er natürlich, was los war. Er griff nach der Fernbedienung und drehte den Fernseher leiser, über den Bildschirm flimmerte eine Reportage über Al-Quaida.

»Hallo, hier spricht Margido Neshov.«

Und er dachte: Ich hoffe, da ist ein alter Mensch in seinem Bett gestorben, ich hoffe, es ist kein Verkehrsunfall.

Es war jedoch keins von beiden, sondern ein Junge, der sich erhängt hatte. Der Vater rief an, Lars Kotum, Margido wusste genau, wo in Byneset der große Kotumhof lag.

Im Hintergrund hörte er laute Schreie, tierisch, schrill. Schreie, mit denen er in gewisser Weise vertraut war, die Schreie einer Mutter. Er fragte, ob der Vater bereits Polizei und Ärztin verständigt habe. Nein, der Vater hatte sofort Margido angerufen, er wusste, wer Margido war und welchen Beruf er ausübte.

»Du musst auch Polizei und Ärztin anrufen, oder soll ich das tun?«

»Er hat sich nicht ... auf normale Weise erhängt. Er hat sich eher ... erwürgt. Es ist einfach entsetzlich. Ruf du an. Und komm. Bitte, komm.«

Er nahm nicht den schwarzen Leichenwagen, sondern den Citroën. Sollte doch die Polizei einen Krankenwagen kommen lassen.

Er rief von unterwegs an, während die Autoheizung wütend gegen die Windschutzscheibe blies, er musste rufen, um das Rauschen zu übertönen, es waren viele Grade unter null an diesem dritten Adventssonntag. Er erreichte Polizei und Ärztin, die Sonntagabende waren immer ruhig. An diesem kalten, stillen Abend würde es auf einem Hof bald schwarz vor Autos sein, die Leute von den Nachbarhöfen würden sich zu den Fenstern vorbeugen und sich wundern. Sie würden den Krankenwagen sehen, die Wagen von Polizei und Ärztin und einen weißen Citroën CX, einen Kombi, den einige von ihnen vielleicht erkennen würden. Sie würden Licht hinter den Fenstern sehen, wenn es sonst schon längst dunkel dort war, aber sie würden es nicht wagen, so spät noch anzurufen, sie würden bis tief in die Nacht hinein wach liegen und leise in der Dunkelheit über alles reden, was auf dem Nachbarhof passiert sein könnte und wem, und insgeheim würden sie eine beschämte Freude verspüren, dass nicht sie betroffen waren.

Der Vater empfing ihn in der Tür. Polizei und Ärztin waren schon da, sie hatten einen kürzeren Weg. Sie saßen in der Küche, vor ihren Kaffeetassen, und die Mutter stand da, mit glotzendem, kohlschwarzem Blick und trockenen Augen. Margido stellte sich ihr vor, obwohl er wusste, dass sie ihn erkannt hatte. Sie hatten sich jedoch noch nie die Hand gereicht.

»Dass du herkommen musst. Du. Seinetwegen«, sagte sie. Ihr Tonfall war monoton, ihre Stimme klang ein wenig heiser.

Ein Adventsgesteck mit elektrischen Kerzen stand vor dem Fenster, das auf den Hofplatz hinausblickte. Der Dorfpolizist erhob sich und lief vor Margido her zum Schlafzimmer. Die Ärztin ging vor die Tür, als ihr Telefon schellte. Ein gelber Papierstern, in dem eine Glühbirne saß, hing vor einem kleinen Fenster auf dem Flur, das elektrische Licht durchdrang die Löcher im Papier, das in der Mitte hellgelb war und sich zu den Zackenspitzen hin orange färbte. Der Vater blieb in

der Küche. Er starrte aus dem Fenster und schien sich nicht um die Mutter des Jungen kümmern zu wollen, die einfach nur da saß, plötzlich gleichgültig, die Hände in den Schoß gelegt, die Füße auf den Boden gestellt, die Tassen vor sich auf dem Tisch, das Ticken der Uhr, die Rechnungen im Regal, die Kühe im Stall, der Mann am Fenster, das Wetter und die Minusgrade, die Weihnachtsbäckerei, die Tage, die kommen würden, ganz von selbst. Sie saß da und war nur überrascht, dass sie weiteratmete, dass ihre Lunge sich von selbst bewegte. Sie wusste noch nicht, was Trauer ist, sie saß nur da und war ehrlich überrascht, dass die Uhr immer noch tickte.

Margido registrierte das alles. Woher sollte er wissen, wie es ist, einen Sohn zu verlieren, er wusste ja nicht einmal, wie es ist, einen zu bekommen. Außerdem konnte er sich keine Gefühle erlauben, seine Aufgabe bestand darin zu erfassen, wie die Gefühle der Hinterbliebenen zum Ausdruck kamen, damit er sie dazu bringen konnte, sich um die praktischen Dinge zu kümmern. Das Mitgefühl und die Trauer, die sich hinter seiner Professionalität verbargen, versuchte er immer dadurch zu zeigen, dass er genau tat, was die Hinterbliebenen von ihm wünschten und erwarteten.

Er war nicht auf den Anblick vorbereitet, obwohl der Vater ja gesagt hatte, der Junge habe sich nicht auf normale Weise erhängt. Der Vater hatte sicher an ein an der Decke befestigtes Seil gedacht, an einen umgekippten Stuhl auf dem Boden, an eine Leiche, die sich langsam um ihre eigene Achse drehte oder ganz ruhig dahing. Das klassische Szenario, das alle im Film gesehen hatten, in allen Details, abgesehen von den Exkrementen, die am Hosenbein entlangliefen und auf dem Boden eine Lache bildeten. So war es nicht, der Junge hing nicht hoch und frei da. Er lag vornübergebeugt auf Knien im Bett, fast nackt, bekleidet nur mit weinroten Boxershorts. Das Seil war um den Bettpfosten gewickelt und zog sich schräg von

seinem Nacken hin aufwärts. Sein Gesicht war blassblau, seine Augen aufgerissen, die Zunge hing trocken und geschwollen zwischen seinen Lippen. Der Dorfpolizist hatte die Tür hinter ihnen geschlossen und sagte jetzt: »Er hätte sich die Sache jederzeit anders überlegen können.«

Margido nickte, ohne den Blick von der Leiche abzuwenden.

»Wie lange bist du schon in der Branche?«, fragte der Dorfpolizist.

»Fast dreißig Jahre.«

»Hast du so etwas schon einmal gesehen?«

»Ja.«

»Hast du Schlimmeres gesehen?«

»Vielleicht einmal ein Mädchen an einer Tür. Es war nicht weit genug zum Boden, sie hatte die Knie an den Brustkasten gezogen.«

»Oh verdammt. Dann wollen sie es wirklich.«

»Das tun sie. Sehen keine andere Lösung. Sind wohl zu jung, um eine andere Lösung zu sehen, die Armen.«

Er hatte gelogen, er hatte diese Variante von Selbstmord noch nie gesehen, aber er musste blasierte Ruhe vortäuschen, dann arbeitete er am besten, hatte seine Ruhe und wurde als Fachmann wahrgenommen, und nur als das. Ja, oft wurde von ihm eine größere professionelle Distanz erwartet als zum Beispiel von Polizisten. Man ging wohl davon aus, dass er nicht vom Tod berührt wurde, da er jeden Tag damit zu tun hatte. Er hatte schon mehrere Male zusammen mit Krankenwagenbesatzung und Polizei Körperteile vom Asphalt aufgelesen, und den anderen war krisenpsychiatrische Betreuung angeboten worden, ihm aber nicht.

Er musterte den Jungen. Auch wenn der Anblick ihn schockte, war er doch auf makabere Weise davon beeindruckt, dass ein Junge sich einfach im Bett vorbeugt und sein Gewicht auf Knie und Oberschenkel legt, das Seil auf Adern und Ner-

venzentren drücken lässt und auf die Finsternis wartet. Und wenn die Finsternis dann einsetzt, zuerst in Form von roten Flecken vor den Augen, dann stemmt er nicht die Hände auf die Matratze, um sich wieder aufzurichten. Er tut es nicht. Er schafft es, das nicht zu tun. Er hat sich entschieden.

»Ich habe von einer Art Sexspiel gelesen«, flüsterte der Polizist und trat von einem Bein auf das andere.

Margido warf ihm einen kurzen Blick zu, dann sah er wieder die Leiche an.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte er.

»Es geht darum, fast erwürgt zu werden, ehe du ...«

»Er trägt doch eine Unterhose.«

»Ja. Du hast recht. Ist mir nur so eingefallen. Der ganze Fall ist klar. Absolut kein Verdacht auf ... irgendetwas Kriminelles. Er hat auch einen Brief hinterlassen. Nur eine Zeile, eine Entschuldigung. Die Eltern waren auf der Nachfeier eines frischverheirateten Paares. Der Junge wusste, dass er mehrere Stunden Zeit haben würde. Er hätte eigentlich mitkommen sollen. Er ist der Jüngste. Sie haben zwei Mädchen, die eine studiert in Trondheim irgendeinen unnützen Hokusfokus, die andere geht zum Glück auf die Landwirtschaftsschule. Aber der hier ... Yngve, hat noch zu Hause gewohnt, wusste nicht so recht, was er wollte. Ich hab ihn oft mit dem Fernglas über der Schulter nach Gaulosen fahren sehen, er wollte Vögel beobachten, hier machen doch verdammt viele Vogelarten Zwischenlandung, weißt du. Aber für den Vater muss es ein Problem gewesen sein, einen Vogelgucker zum Sohn zu haben, wo auf einem Hof doch immer so viel zu tun ist, auch wenn ja nicht Yngve der Anerbe war. Aber sich aufzuhängen, auf Knien! Das tut doch verdammt noch mal kein normaler Mensch ...«

Margido holte aus dem Auto den Behälter für Sondermüll. Der Krankenwagen war noch nicht gekommen. Die Ärztin saß mit den Eltern in der Küche. Er hörte die Stimmen, als er

auf dem Rückweg an der offenen Tür vorbeikam. Sätze mit wenigen Wörtern, gefolgt von langen Pausen. Die Ärztin kam hinter ihm her ins Schlafzimmer, zog die Tür zu.

»Wir dürfen ihn losschneiden«, sagte der Polizist. Die Ärztin hatte eine Schere geliehen, so eine mit Handgriffen aus orangem Kunststoff, und reichte sie dem Polizisten. Er schnitt. Der Kopf fiel auf die Bettdecke. Margido band das Seilende vom Bettpfosten.

»Der Krankenwagen kann jeden Moment hier sein«, sagte der Polizist. »Du erledigst den Rest? Morgen im Krankenhaus?«

»Natürlich«, sagte Margido.

»Ja, für diesen Patienten kann ich jedenfalls nichts mehr tun«, sagte die Ärztin.

Margido stutzte, weil von der Ärztin überhaupt kein mitfühlender Kommentar kam. Sie war zwar Ärztin, aber doch auch eine Frau. Sie redete, als ob sie jeden Tag Knaben fand, die im eigenen Bett auf Knien gestorben waren. Er war erleichtert, als sie in die Küche zurückging.

Dann hörte er den Krankenwagen vorfahren, er trat auf den Flur, fing den Blick des Fahrers auf, der jetzt das Haus betrat, und nickte. Margido wollte die Leiche auf die Bahre legen, ehe die Eltern dazukamen. Es wäre besser so. Dann sah es eher aus wie ein Unfall, etwas, für das die Eltern nicht zur Verantwortung gezogen werden könnten.

»Ich hätte ihn gern fertig gemacht. Übel, ihn so losschicken zu müssen, mit dem Seil um den Hals«, sagte Margido leise.

»So ist es eben bei Selbstmord«, sagte der Polizist. »Sogar, wenn alles klar ist.«

Das Krankenwagenpersonal brachte die Bahre und bedeckte sie mit schwarzer Plastikfolie. Es waren zwei junge Männer. Nur wenige Jahre älter als der kniende Junge im Bett. Sie zogen Plastikhandschuhe an und fassten den Jungen unter den Armen und um die Knöchel, zählten gemeinsam bis drei und hoben ihn mit raschem Griff auf die Folie, die sie dann um

ihn herumwickelten. Die nackte Matratze bot keinen schönen Anblick.

»Ich habe den Behälter schon geholt«, sagte Margido. »Kann ich wenigstens das Laken wegnehmen? Damit die Eltern das nicht sehen müssen?«

»Ja, tu das«, sagte der Polizist.

Er konnte auch noch die Bettdecke zusammenfalten und damit den großen feuchten Fleck auf der Matratze verstecken, ehe die Mutter kam. Die Matratze würde ohnehin weggeworfen werden, das wurde sie immer, aber je mehr die Angehörigen sahen, umso mehr Gefühle wurden aufgewühlt und forderten Margido. Oft waren es Einzelheiten, die eine Tragödie für Hinterbliebene zur Wirklichkeit werden ließen und sie in die Realität schleuderten, in die Hysterie, es konnte alles sein, eine halbleere Tasse Tee auf einem Nachttisch, ein schmutziger Teddy auf dem Boden, eine Thermosflasche und eine Butterbrotdose, die ihnen nach einem Unfall an einem Arbeitsplatz ausgehändigt wurden.

»Was habt ihr mit ihm gemacht!«, schrie die Mutter. »Ihn in Plastik gewickelt! Aber er kann doch nicht ... er kriegt doch keine Luft. Ich will ihn sehen!«

»Das geht nicht«, sagte der Polizist. »Aber morgen, wenn Margido ...«

»Nein! Ich will ihn jetzt sehen!«

»Ich muss ihn zuerst fertig machen«, sagte Margido.

Die Mutter warf sich über die Bahre und riss an der schwarzen Folie. Jetzt hätte ihr Mann kommen müssen. Aber das tat er nicht. Es war der Fahrer des Krankenwagens, der ihre Schultern packte und sie festhielt.

»Ganz ruhig jetzt, dann können wir ...«

»ER BEKOMMT KEINE LUFT! YNGVE! Mein Junge ...«

Endlich war der Mann da. Er übernahm die schluchzende Frau und starrte selbst unverwandt auf die schwarzglänzende Fracht, die seinen einzigen Sohn enthielt. Alle Energie im Raum schien zu diesem Punkt zu streben, angesogen von der

ungeheuerlichen Tatsache, dass der ehemalige Bewohner dieses Jungenzimmers hier verpackt lag, größer und dominierender als je zu seinen Lebzeiten.

»Aber warum...«, fragte er. »Ich dachte, wir dürften ihn vorher noch einmal sehen. Ich wusste nicht, dass ... ich dachte, Margido würde ...«

»Er muss obduziert werden«, sagte der Polizist und starrte zu Boden. »Das ist das übliche Vorgehen bei Selbstmord.«

»Aber warum denn bloß? Es steht doch fest, dass er es selbst getan hat.«

Der Vater war heiser und angespannt vom Versuch, sich zusammenzureißen, die Mutter des Jungen hing hilflos in seinen Armen und weinte lautlos mit geschlossenen Augen.

»Das glaube ich ja auch«, sagte der Polizist, räusperte sich und verlagerte sein Gewicht auf den anderen Fuß.

»Kann ich das nicht verweigern? Verbieten, dass irgendwer unseren Jungen aufschneidet?«

Die Mutter zuckte zusammen, aber sie öffnete die Augen nicht, die Tränen liefen einfach immer weiter über ihre Wangen.

Der Polizist schaute dem Vater des Jungen plötzlich ins Gesicht und sagte: »Ist schon gut. Ich werde keine Obduktion beantragen. Ist schon gut, Lars. Aber trotzdem könnt ihr ihn heute Abend nicht mehr sehen. Wir lassen den Krankenwagen jetzt mit ihm fortfahren. Aber wenn Margido ihn fertig gemacht hat ...«

Der Vater nickte langsam.

»Danke. Tausend Dank. Turid, sie müssen ihn jetzt wegbringen. Komm.«

Während die Bahre aus dem Haus getragen wurde, konnte Margido unbemerkt den Abfallbehälter in sein Auto bringen und seine Papiere holen. Der Krankenwagen fuhr langsam und ohne Eile die Einfahrt hinunter, ohne Sirene oder Blaulicht, und damit wusste die ganze Nachbarschaft, dass

jemand tot war. Der Wagen des Dorfpolizisten folgte gleich darauf.

Die Haustür stand noch immer sperrangelweit offen, gelbes Licht fiel über den Schnee auf Treppe und Boden, ein warmgelbes Licht, das leicht an traute Gemütlichkeit, knisternden Ofen und heißen Kaffee denken lassen könnte, an Normalität. Margido staunte immer wieder über diese Kontraste, der Tod passte nirgendwohin, abgesehen vielleicht von einem Schlachtfeld, überlegte er. Der Mond hing weiter oben über dem Hügel, er war fast voll, ein schwacher Frostkragen umgab ihn, die Schatten der Bäume zeichneten Risse in den Harschschnee, er betrachtete sie, während er den nächsten Tag plante. Er musste am Vormittag wieder herkommen, dann hatte er in der Kirche von Strinda um halb vier eine Beisetzung, danach musste er die Leiche fertig machen, damit sie den Jungen sehen konnten, auch die Schwestern. Vielleicht wollten sie auch eine Andacht an der Bahre, morgen Abend in der Krankenhauskapelle. Er würde das alles am nächsten Morgen mit seinen Damen besprechen. Er musste nicht alles allein in die Wege leiten. Es war immer ein Trost, dass Frau Gabrielsen und Frau Marstad ihre Arbeit beherrschten. Aber auch wenn sie zu dritt waren, musste immer er die Hausbesuche machen. Wenn er dazu keine Zeit hatte, verwies er die Kundschaft an ein anderes Bestattungsunternehmen. Die Damen wollten keine Hausbesuche machen, sie wussten nur zu gut, dass es da um ganz andere Dinge ging als darum, Bettwäsche in einen Abfallbehälter zu stecken.

Die Ärztin hatte der Mutter eine Beruhigungstablette gegeben, der Vater wollte keine. Das war das klassische Muster: Männer wollten es ohne schaffen, sie wollten einen klaren Kopf behalten, nicht zusammenbrechen, nicht die Kontrolle verlieren. Also lief der Vater, die Hände im Rücken verschränkt, in der Küche hin und her. Margido beneidete ihn nicht um die Nacht, die jetzt vor ihm lag.

»Du kannst doch eine Schlaftablette haben«, sagte die Ärztin, die offenbar dasselbe gedacht hatte wie Margido.

»Nein.«

»Ich lass dir für alle Fälle ein paar hier. Das sind keine ... altmodischen Schlaftabletten, nichts, was auf den gesamten Organismus schlägt. Sie lassen dich nur ganz friedlich einschlafen.«

Margido schaute sie kurz an, aber sie schien sich bei dieser Wortwahl nichts gedacht zu haben, und den beiden anderen Anwesenden war wohl auch nichts aufgefallen.

»Er wird nicht eingeäschert«, sagte der Vater und hob vor seinem Spiegelbild in der Fensterscheibe den Kopf.

»Natürlich nicht, wenn ihr das nicht wollt«, sagte Margido.

»Doch!«, schrie die Mutter. »Er soll nicht in die schwarze Erde! Soll da nicht liegen und verwesen und aufgefressen werden! Er soll ... er soll ...«

»Er soll nicht in der Hölle brennen, wenn ich das irgendwie verhindern kann«, sagte der Vater leise. Die Mutter verstumte und hob eine Hand an die Augen.

»Ich versteh das nicht«, flüsterte sie. »Warum er ... Wir waren doch nur für ein paar Stunden aus dem Haus. Warum hat er nicht gewartet, damit wir darüber reden können, ihm helfen, meinem Jungen helfen. Er muss so gelitten haben ...«

»Ich finde, du gehst jetzt ins Bett«, sagte er Vater. Sofort erhob sie sich, verwirrt, und taumelte aus dem Raum. Der Mann half ihr hinaus auf den Gang. Die Ärztin und Margido blieben in der Stille sitzen und lauschten auf die unsicheren Schritte, die sich die Treppe hochbewegten. Sie wechselten einen Blick. In den Augen der Ärztin lag plötzlich tiefe Trauer, aber sie sagte nichts.

Als die Ärztin aufgebrochen war, saß nur noch Margido in der Küche, allein mit dem Vater, der sich endlich auf einen Holzstuhl setzte, den Kopf senkte und die Fäuste zwischen seinen

Beinen herabhängen ließ. Bauernhände, schwarze Ränder unter den Nägeln und Dreck in der Tiefe jeder Furche und Runzel. Seine Älteste besuchte die Landwirtschaftsschule in Ås. Nicht der Anerbe war in einer Sonntagnacht im Advent auf dem Weg in den Kühlraum des Krankenhauses. Als wäre das ein Trost. Der Polizist schien das geglaubt zu haben.

»Ich kann bei allem helfen, wozu ihr Hilfe braucht«, begann Margido. »Aber das habt ihr zu bestimmen.«

»Du musst dich um alles kümmern. Ich bringe es nicht einmal über mich, die... eine Beerdigung. Wir müssen Yngve begraben, es ist nicht zu fassen, dass so etwas nötig ist. Das hat doch einfach keinen Sinn.«

»Habt ihr seinen Schwestern schon Bescheid gesagt?«

Der Vater hob das Gesicht. »Nein.«

»Das solltest du aber tun. Und der übrigen Verwandtschaft.«

»Morgen früh.«

»Ja, mach jetzt eins nach dem anderen«, sagte Margido und legte Mitgefühl in seine Stimme, er wusste, wie man das macht. »Zuerst die Anzeige. Die kann am Dienstag erscheinen.«

»Ich bring es nicht über mich...«

»Natürlich nicht. Deshalb lasse ich dir eine Broschüre hier, die könnt ihr euch ansehen, und dann komme ich morgen früh wieder. Gegen zehn, ist das recht?«

»Es ist egal, wann du...«

»Dann komme ich gegen zehn.«

Der Vater zog die Broschüre zu sich herüber und schlug sie irgendwo auf. »Todesfallsymbole«, las er. »Todesfallsymbol? Das ist aber ein seltsames Wort.«

»Das ist das Symbol, das oben in der Anzeige steht.«

»Das hab ich schon verstanden. Ich wusste nur nicht, dass es... einen Namen hat. Als mein Vater gestorben ist, hat Mutter sich um alles gekümmert, und als Mutter gestorben ist, hat meine Schwester das gemacht. Ich muss wohl... ich muss sie

auch anrufen. Wir haben sie vorhin erst getroffen, sie war auch auf diesem Fest. Wir haben gemeinsam etwas geschenkt. Eine Leinendecke, glaube ich. Genäht in Røros. Oder ... gewebt ... in Røros. Von irgendwem.«

»Die ist sicher schön.«

»Ja. Das ist sie sicher«, sagte der Vater. Er wiegte sich mit der Broschüre in den Händen auf dem Stuhl hin und her. Margido wusste, dass er nach Erklärungen suchte. Erklärungen, nach denen zu suchen Margido längst aufgegeben hatte, obwohl er so oft danach gefragt wurde. Im Tod lag eine Unmöglichkeit, die ihn immer wieder von Neuem faszinierte, aber den Tod erklären konnte er nicht. Die Wahrheit fand er an keinem Ort außer in den Ritualen.

»Kannst du nicht einfach so ein ... Todesfallsymbol aussuchen?«, fragte der Vater.

»Das kann ich natürlich. Aber es kann... euch guttun. Selbst zu entscheiden. Ihr werdet euch an die Beerdigung erinnern. Später. Und dann kann es wichtig sein, dass es ... für euch das Richtige war.«

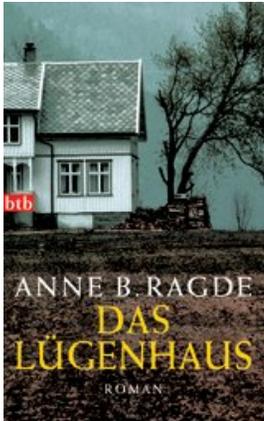
Er legte zwischen den Wörtern immer kleine Pausen ein, schien nach Worten zu suchen. Er fand sich nicht zynisch dabei, er wusste, dass für die, mit denen er hier sprach, die Lage einzigartig auf der Erde war, einzigartig im Leben. Deshalb durfte er nicht einfach seinen Spruch aufsagen und den anderen zu verstehen geben, dass er das alles oft vorbrachte, dass in ihm ein Tonband mit den geeigneten Floskeln ablief, zu jeder Gelegenheit das Passende. Jedenfalls zu fast jeder Gelegenheit.

»Ich habe gehört, dass Yngve Vögel sehr geliebt hat«, sagte er.

»Ja.«

»Vielleicht eine Schwalbe«, sagte Margido. »Oben in der Anzeige.«

»Er ist total wild nach den Schwalben, die hier auf dem Hof brüten. Schreibt ... hat in einem Heft aufgeschrieben, wann



Anne B. Ragde

Das Lügenhaus

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75193-8

btb

Erscheinungstermin: Juni 2007

Band 1 des Nummer-1-Bestsellers aus Norwegen.

Drei Generationen, drei Männer, ein dunkles Geheimnis.

Trondheim in Norwegen: Als die Bäuerin Anna nach einem Schlaganfall im Sterben liegt, kommt die Familie nach Jahrzehnten erstmals wieder zusammen. Tor, der älteste Sohn, der den elterlichen Hof übernommen hat und mit Hingabe Schweinezucht betreibt, verständigt nicht nur seine beiden Brüder Margido und Erlend, sondern auch seine Tochter Torunn, die er nur ein einziges Mal gesehen und vor seiner Familie verheimlicht hat. Margido zeigt sich wenig erfreut über seinen Anruf. Er hat vor Jahren den Kontakt zur Familie abgebrochen und betreibt ein Bestattungsunternehmen unweit des Elternhauses. Auch Erlend tritt die Heimreise mit gemischten Gefühlen an. Er ist schwul und hat deshalb vor vielen Jahren den Hof nach einem heftigen Streit verlassen. Nun lebt er mit seinem Lebensgefährten in Kopenhagen, liebt seinen Job als Schaufensterdekorateur und genießt das Leben in vollen Zügen. Der Einzige, der unglücklich zu sein scheint, ist der Vater. Der hat Zeit seines Lebens ein Schattendasein geführt, wofür ihn besonders Tor verachtet hat. Doch als es gilt, das Erbe aufzuteilen, sieht er die Zeit gekommen, ein lange gehütetes Geheimnis zu lüften ...

Ausgezeichnet mit dem norwegischen Buchhandelspreis.